Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus * Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 21 | 27. Mai 1934 | 40. Jahrgang

Schriftleiter: Artur Wenske, Łódź, sk. p. 391. Administration: „Kompass", Łódź, Gdańska 130

„Der Hausfreund" ist zu beziehen durch „Kompaß" Druckerei, Lodz, Gdanska 130. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Exempl. je Zl. 2.25, 3 und mehr Exempl. je Zl. 2.—. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dollar. Deutschland Mark 8.

Postscheckkonto Warschau 100.258 Dr. A. Speidel. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus in Cassel, für Rechnung „Hausfreund" erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Unionskassierer Dr. Adolf Speidel, Ruda Pabjanicka

Frühlingserwachen . . .

Hohelied 2, 11. 12

Der Frühling ist ins Land gekommen. — Wie mit einem Wunderstabe hat er die Natur berührt. Eine große Wandlung ist in Flur und Feld, Garten und Wald vor sich gegangen. Der Winter, welcher die Natur in seiner Hand hatte, und aus ihr ein totenähnliches Gebilde machte, mußte seine Herrschaft einem Stärkeren übergeben. Der hat neues Leben und neue Pracht überall entfaltet, die Wälder und Felder mit seinem Duft erfüllt, Vöglein aus Fernen herbeigelockt, die mit ihrem Singen in Wipfeln und Zweigen die Luft erfüllen. Die alte Welt ist garnicht mehr zu erkennen, bräutlich hat sie sich in Pracht und Herrlichkeit geschmückt. Und der Mensch fängt wieder an zu leben und hoffen . . .

Frühlingserwachen in der Seele, Frühlingserwachen in der Gemeinde, verheißt das Frühlingserwachen in der Natur. Wenn neue Lebenslüfte des Heiligen Geistes durch die Seele fluten und sie aus Sündenschlaf und Sündenbann frei wird, wenn sich ewige Kräfte in der Seele erneuern, die unter dem Schutt des Eigenlebens begraben und durch die Weltlust gebunden waren, dann erlebt der Mensch Frühlingserwachen.

In der Stille wacht der Frühling auf. Sanft kommt er über Nacht und macht alles neu. So kommt der Herr auch in der Stille, im sanften Säuseln. Wohl mögen seelische Erregungen Vorboten von Gottes Gegenwart sein. Ehe das stille Säuseln für Elias kam, barsten Berge, zerklüfteten Felsen durch Erdbeben und Brausen, aber der Herr war nicht im Poltern der Elemente und im Rollen der Donner. Still kam er, und Elias betete an. Wieviele seelische Erregungen erlebt man doch in vielen Versammlungen, wieviel gemachtes Heiligungswesen, wieviel Schreien und Reden. Nach dem Lärm zu urteilen, müßte etwas Gewaltiges geschehen, und doch bleibt alles beim alten. Es wird nichts neu, es folgt kein Frühlingserwachen. Wo aber die Stille des Herrn über Seelen kommt, wo sie stille werden und warten, da kann man bald die Gegenwart Gottes erleben.

Langsam, fast unscheinbar erfolgt Frühlingserwachen. Nicht über Nacht werden die Wiesen grün und belauben sich die Bäume. Langsam schwellen die Knospen, langsam brechen die Bäume auf, langsam entfalten sich die Blüten. Die Ungeduld des Menschen ist nicht imstande die Entwicklung zu beschleunigen. Es muß alles eben seine Zeit haben. So erwacht auch der Frühling in unserer Seele. Langsam kommt es zur Selbsterkenntnis und zur Gotteserkenntnis, langsam brechen die Bußtränen und das Bekenntnis „Ich habe gesündigt an Dir, mein Gott", durch, langsam faßt die verlorne, hoffnungslose Seele ein Fünkchen Glauben. So entfaltet sich das neue Leben stufenweise in unsrer Seele.

Wie verschieden entfaltet und äußert sich doch das Frühlingserwachen. Die Magnolie blüht, ehe die Blätter sich an ihrem kahlen Stamme

zeigen, aus dem Schnee lugt das Schneeglöckchen hervor, während die stolze Eiche schläfrig ihre Wipfel wiegt und lange noch nicht ans Erwachen denkt. Welche Unterschiede sind doch auch bei Menschen anzutreffen. Wie mancher entscheidet sich so leicht und schnell für des Heilandes Nachfolge, während andere mit soviel Hindernissen und Zweifeln es zu tun haben, daß man garnicht weiß, ob es in ihrer Seele zu einem Erwachen kommen wird. Die Naturanlagen, die Temperamente, schließlich die Lebensverhältnisse bedingen die seelischen Verschiedenheiten. Nur soviel steht fest, wo der Geist wirkt, da kommt es, wenn auch später, zum Erwachen der Seele.

Wieviel Schaden richten doch die Eismänner und andere Wetterrückschläge an. Manchmal scheint das Erwachen der Natur unterbrochen zu sein. Mancher Nachtfrost und Frühlingsreif unterbricht die frühlingliche Entwicklung. Wie viel eisige Reife, wieviel Rückschläge erfolgen, wenn eine Seele erwacht. Es scheint manchmal, anstatt vorwärts rückwärts zu gehen. Jeder Luftzug von unten läßt die Seele erstarren. Es sind Todeslüfte, die von Sündenlust, Weltliebe, Sorgen, Leidenschaften, Menschengunst und Gefälligkeit, Betrug des Reichtums ausgehen, die die Seele schädigen.

Der Mensch kann trotz seiner hohen Kultur keinen Frühling machen. Wie groß wird doch die Ohnmacht des Menschen, wenn er zugeben muß, der Herr allein macht den Frühling, und doch kann der Mensch etwas beitragen, daß es bei ihm Frühling wird, daß er und andere, ja daß Gemeinde und Gemeinden Frühlingserwachen erleben. Er kann zu Gott rufen: „Schicke mir einen Frühling! Steh auf, Nordwind, und komme, Südwind, und wehe durch meinen Garten, daß seine Würze triefen!" Das können, dürfen und sehen wir. Das ist ein Gott wohlgefälliges Gebet. Das ist ein erhörliches Gebet. Wo es gläubig gesprochen wird, da erfolgt:

Frühlingserwachen!

Awe.

Der Lenz

Wieder ist der Lenz zu uns gekommen,
Sein Freudenruf durchhallt das Land;
Die Erde hat im Schlafe ihn vernommen
Und wechselt eilig ihr Gewand.

Die Schwalbe ihres Nest's gedenket
Und schwebt der trauten Hütte zu;
Der Storch den Flug nun heimwärts lenkt
In unsern Gauen hat er seine Ruh'.

Es singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blütenstrauche dort die Nachtigall.
Melodisch rollt der Bach durch Wald- und Wiesenräume;
Uns grüßt am grünen Rain des Hirten Flötenschall.

Die Lilie hold zum Bach hinunterträumt,
Vergißmeinnicht steht stolz im Morgentau.
Welch' schönes Bild, solang' der Frühling säumt
Und seinen Zauber wirft auf Flur und Au'!

Doch nur von kurzer Dauer ist die Frühlingszeit.
Der Lenz, der eilt gar schnell dahin.
Wer aber jetzt zum Säen ist bereit,
Der erntet bleibenden Gewinn.

So ist's auch mit dem Menschenfrühling:
Ohn' zu verweilen flieht die Jugendzeit.
Und mancher Greis die Rosenzeit sich nochmals wünschet.
Vergeblich bleibt's! Sie ist dahin in Ewigkeit.

Nur der, der seine Jugendzeit dem Herrn geweiht,
Der findet Freud und Kraft am Leben.
Und der den Mai des Lebens nicht verträumt,
Dem wird belohnt sein Werk und Streben.

Ewald Gottschalk.

Reiseerlebnisse in Brasilien

Erfahrungen eines alten Dorfpfarrers,
nacherzählt von L. Horn

Auf Reisen erlebt man so mancherlei und es werden so verschiedene Eindrücke davongetragen: entweder man bewundert die Schönheiten der Natur, oder man wird auf die Errungenschaften der Kultur aufmerksam gemacht; das Auge schweift bald von diesem auf jenes: es weidet sich an Felsen, die hoch emporragen und an dem zackigen Gebirge, an tiefen Schluchten und brausenden Wasserfällen, und unwillkürlich steigt der Gedanke auf, aus wessen Hand ist doch dieses alles hervorgegangen? Der Bibelgläubige grübelt nicht lange, er schaut empor zu dem Schöpfer des Weltalls und preist seine Weisheit, Macht und Stärke, aus dessen Hand dieses alles so schön hervorgegangen ist und

essen starker Arm alles trägt, hebt und regiert.

Doch man wird mit der Zeit müde, dieses alles zu sehen und zu bewundern. Ein Bild löst das andere ab und man drückt sich zuletzt in die Ecke und träumt von all den Sehenswürdigkeiten, oder langweilt sich auf der schier unendlichen Fahrt.

Die weiten Reisen auf den brasilianischen Strecken sind gewöhnlich sehr ermüdend und es ist schön und gut, wenn man unter den Mitreisenden jemand findet, der nicht nur zuhört, sondern der auch geneigt ist, aus dem Schatz seiner Erfahrungen so mancherlei mitzuteilen, besonders, wenn diese belehrend sind. Dann geht die Zeit wie im Fluge dahin; man langweilt sich nicht; man ist dankbar und segnet die Stunden, die man in lieblicher Gemeinschaft verlebt hat und erinnert sich derer noch mit Freuden, wenn man auch schon längst sein Reiseziel erreicht hat.

Eine solche angenehme Unterhaltung erlebte ich jüngst auf einer meiner Reisen in Brasilien.

Unter anderen Reisegefährten, die mehr oder weniger anziehend waren, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen alten Herrn gelenkt; er mochte das biblische Alter schon erreicht haben, doch noch rüstig und frisch. Seine ehrfurchtgebietende Gestalt hob sich von allen Reisenden ab; seine Gesichtszüge waren vornehm; sein ganzes Wesen anziehend; sein Blick scharf und klar; seine Rede inhaltsreich, gewürzt, doch frei von allem Selbstlob und aller Zierlichkeit. Man konnte in ihm auf den ersten Blick einen Deutschen von echtem Schrot und Korn entdecken; er schämte sich seiner Herkunft nicht und bekannte sich frei zu seinem Volk und Land. Er gehörte nicht zu jenen Renegaten, die sich im Ausland ihrer Herkunft schämen und das Lied fremder Spatzen pfeifen.

Dieser Herr machte auf mich einen guten Eindruck. Ich rückte näher an ihn heran, und wir begrüßten uns als Reisende, die einem Ziel zustrebten und nach üblicher Vorstellung ergab es sich, daß wir beide einem Herrn und König dienen. Nun wurde die Unterhaltung noch lebendiger und reger. Da wir noch viele Stunden zusammen zu reisen hatten, erzählten wir uns unsere Lebenserfahrungen. Er hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich, über die ich ihn nun selber erzählen lassen will:

„Es war in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als dem biederen Ehepaar, Gottlieb und Johanna W., ein Knäblein geboren wurde. Gleich der biblischen Hanna, 1. Sam. 1, 11, gelobten auch sie, mich, ihren erstgeborenen Sohn, dem Herrn zu weihen und mich einen Diener des Herrn werden zu lassen. Sie nannten mich Gottfried und flehten zum Herrn, daß ich ein Friedensbote werden und der Menschheit den teuren Gottesfrieden verkündigen möchte.

Sie waren die einzigen Gläubigen des kleinen Städtchens R. im großen deutschen Vaterlande und eifrig bemüht, den Willen Gottes in die Tat umzusetzen. Der göttliche Sinn meiner lieben Eltern verfehlte auch nicht seine Wirkung auf mein jugendliches Gemüt und erstreckte sich auch auf die nächsten Nachbarn meines Heimatortes.

Ich lernte bald die Hände falten und kindlich beten und übte mich im Gehorsam meinen Eltern gegenüber. Ich war stets willig, die Befehle meiner Eltern auszuführen, haderte und stritt nicht mit meinen jüngeren Geschwistern. Die Eltern freuten sich darüber und auch in der Nachbarschaft hatte man mich gern. Ich war ein gern gesehener Spielgefährte der Kinder unserer Nachbarn. Kein böses Wort kam über meine Lippen, und meine Gegenwart bewahrte auch andere Kinder vor Schlechtigkeiten.

Ich war der Sonnenschein im elterlichen Hause und in der Umgebung. In frühester Jugend lernte ich von der Mutter schöne Lieder singen und trillerte diese bei frohem Spiel. Meine jüngeren Geschwister und andere Spielkameraden fielen lustig ein, und wir erfreuten durch den munteren Gesang manchen Erwachsenen.

So wuchs ich heran in der Zucht und der Vermahnung zum Herrn. Die Eltern legten einen guten Grund zu unserer Erziehung. Es war in dem elterlichen Hause stehende Regel, morgens und abends Gottesdienst zu halten und Kind und Gesind zur Gottesfurcht anzuleiten.

Meine Eltern genossen einen guten Ruf am Orte und weit über seine Grenzen. Sie gaben Gott die Ehre, und der Herr segnete sie zusehends. In Haus, Küche und Keller fehlte es nie, ja manchem Dürftigen wurde die Hand gereicht, und kein Hungriger klopfte vergeblich an. Sie handelten nach dem Worte des Herrn: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan", Matth. 25, 40.

Kam ein Wandersmann des Weges daher und begehrte Herberge, so wies man ihn immer das Haus auf dem Hügel, wo die W. wohnten und, wenn er schon überall abgewiesen wurde, hier fand er Raum und Unterkunft: denn sie hatten nicht nur Raum im Hause, auch in ihren Herzen und sie handelten nach dem Ausspruch des Apostels Paulus: „Herberget gerne", Röm. 12, 13.

Ja mancher Reisende fand bei W. nicht nur irdische Wegzehrung, auch mit dem Brot des Lebens wurde er bekannt gemacht und zog, leiblich und geistlich gestärkt, vergnügt seines Weges dahin, und W. hatten die Genugtuung, daß „Geben seliger, denn Nehmen ist," Apg. 20,35.

Unter diesen Umständen des Lebens wuchs ich heran. Auch körperlich hatte ich mich gut entwickelt, ich war ein kräftiger Bursche geworden. Als ich das schulpflichtige Alter erreicht hatte, gaben mich meine Eltern unter die Obhut eines Oheims, der am Orte Schullehrer war, wo ich den ersten Schulunterricht bekam. Ich war ein wißbegieriger Knabe und lernte spielend lesen, schreiben und rechnen. Meine natürliche Veranlagung kam mir sehr zur Hilfe, und ich war bald allen meinen Altersgenossen voraus.

Hier zeigte es sich schon, daß die Gnade Gottes über mir waltete, und daß ich ein Gottgeweihter war. Besonderes Interesse bekundete ich am Religionsunterricht. Mit großer Spannung lauschte ich den biblischen Geschichten; ganz besonderen Eindruck machte auf mich das Leben Jesu und vor allem die Leidensgeschichte, die mein jugendliches Herz und Gemüt bewegte. Ich konnte mich nicht satt hören und Tränen der Rührung flossen über meine rosigen Backen. Schon in der Jugend war ich nahe daran, mein Herz meinem göttlichen Lehrer und Meister zu schenken.

So verging ein Jahr um das andere. Mit zunehmendem Alter konnte die Ortsschule meinen Wissensdurst nicht mehr stillen. Ich griff weiter um mich: ich las alle Bücher, die mir in die Hände fielen und man staunte über die Weisheit des Knaben. Ich war der Stolz meines Lehrers und mancher Mitschüler beneidete mich im Stillen um meine Gaben und Vorzüge.

Mein Oheim gestand es offenherzig, daß ich in seiner Schule nichts mehr lernen könne und ermutigte meine Eltern, die Kosten dran zu wagen und mich auf die Fortbildungsschule unserer Kreisstadt zu geben. Hier blieb ich nur kurze Zeit und trat bald in das Gymnasium ein, das mir Berechtigung geben sollte, auf die Universität zu gehen, um Theologie zu studieren.

Dieser Gedanke lag ja von vornherein im Plan meiner Eltern, daß ihr Sohn ein Gottesgelehrter werden sollte und sahen schon im Geiste die Erfüllung ihres Wunsches sich langsam verwirklichen. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Bei allem guten Wollen lag auch in ihrem Vorhaben noch soviel eitles und menschliches zu Grunde, soviel eigenes und selbstgemachtes und dieses alles mußte zunächst zu Grabe getragen werden, auf daß der Herr aus den Trümmern der menschlichen Eitelkeit etwas besseres hervorgehen lassen könnte.

Zunächst wurde die längst gefaßten Pläne meiner Eltern von mir selbst durchkreuzt.

Ich verließ mit dem Reifezeugnis das Gymnasiums und bezog die Universität und verlegte mich mit allem Ernst auf das Studium der theologischen Wissenschaften. Ich saß zu den Füßen berühmter Theologen und verschlang mit Heißhunger das Dargebotene. Doch, wie ich mich bemühte, meinen Wissensdurst zu stillen, ich konnte für mein Herz und Gemüt keine Befriedigung finden. Mein Herz empfand eine Kälte, eine Leere, die mich zuerst stutzig machte, dann aber an meiner innerer Empfindung zu nagen anfing.

Meine jugendliche Frömmigkeit, mein kindlicher Glaube wurden nach und nach untergraben. Ich wehrte mich zwar noch immer entschieden dagegen, weil ich von Jugend auf unterrichtet worden war, alles, was in der Bibel steht, zu glauben und als Gottesoffenbarung zu halten; ich flehte um Kraft von oben, um Erleuchtung, des rechten Weges nicht zu verfehlen, doch, angesichts der Beweisführungen der Professoren, brachte ich mein inneres Empfinden nach und nach zum Schweigen und kapitulierte vor dem Forum der Gelehrten.

Ich schwieg zuerst, dann fing ich an zu zweifeln, ich streckte die Waffen, ich wurde ein Atheist. Kein Wunder: ich hatte keinen persönlichen lebendigen Glauben auf die Universität mitgebracht, ich war noch nicht verankert in den Wunden Jesu und darum hatte ich keine Kraft, der ungläubigen Theologie zu widerstehen und nahm das Gift des Liberalismus in mich auf.

Dazu machte ich noch die Bekanntschaft einiger Studiengenossen, die gleich mir ihren traditionellen Glauben über Bord geworfen hatten

und schloß mit ihnen innige Freundschaft. Der Umgang mit den neuen Freunden verzehrte den Rest meines kindlichen Glaubens, und ich wurde ein Freigeist. Wenn ich auch nicht gleich andern, mir frivole Witze über den Märchenglauben der Gläubigen erlaubte, so war es nur dem Umstande zuzuschreiben, daß ich zu Hause gelehrt worden war, den Glauben anderer zu achten und niemand zum Gegenstand des Gespöttes zu machen. Ich mochte darum auch nicht öffentlich auftreten und Kritik an der Bibel üben. Ich behielt alles für mich und handelte nach dem die Vernunft es mir eingab.

Daß ich nicht weiter auf die abschüssige Bahn getrieben wurde, war den ernsten Gebeten meiner gläubigen Eltern und der bewahrenden Gnade Gottes zuzuschreiben. Denn es bewahrheitete sich auch hier, daß Kinder gläubiger Eltern von deren Gebeten getragen werden und nicht verloren gehen.

Auch ich hielt mich von dem ausschweifenden Leben meiner Kameraden zurück. Ich oblag noch immer meinem Studium und tat gründliche Arbeit. Doch je mehr ich mich in das Studium vertiefte, je weniger Befriedigung ich darin fand. Ich stieß auf so manche Widersprüche und, als redlich denkender Mensch, beschloß ich, das Studium der Gottesgelehrtheit aufzugeben und einen anderen Beruf zu erwählen. — Ich wollte nicht andere lehren, worüber ich mit meinem Innern in Konflikt geraten war. Ich war ehrlich genug, die betretene Laufbahn beizeiten zu verlassen, um zuletzt nicht als Heuchler gebrandmarkt zu werden.

Den gefaßten Entschluß teilte ich dann meinen Eltern mit, die in nicht geringe Verlegenheit gerieten. Sie erschraken nicht wenig darüber, sahen sie doch ihre Pläne mit mir scheitern, in die Brüche gehen; doch sie faßten sich wieder und erkannten auch, daß sie zu wenig in dieser Angelegenheit mit dem Herrn geredet hatten; sie glaubten aber, daß der Herr Mittel und Wege genug habe, mit mir zu seinem Ziele zu kommen, und daß er auch mich noch herumholen wird und sie die Freude haben werden, ihren Gottfried in den Wegen Gottes wandeln zu sehen.

Um so mehr beteten sie für mich und überließen alles dem Herrn.

Fortsetzung folgt.



Kagawa

Wer ist Kagawa? Fragt irgendeinen Menschen in Japan, Christen, Buddhisten oder Atheisten. Wenn er nicht ganz unwissend ist darüber, was in seinem Lande vorgeht, wird er euch Antwort geben können. Dieser äußerlich so unscheinbare Japaner — etwa Mitte der Vierziger — mit dem lächelnden Gesicht unter dem schwarzen Haarbusch, den freundlichen Augen hinter der großen Hornbrille, ist heute unbestreitbar einer der einflußreichsten Männer im religiösen und sozialen Leben Japans und darüber hinaus ganz Ostasiens.

Die Geschichte Toyohiko Kagawas klingt fast wie ein Roman, ist romantisch und ergreifend zugleich. Der elfjährige Knabe wird von seinem Vater, einem hohen japanischen Regierungsbeamten, in einen buddhistischen Tempel geschickt, um von den Priestern unterrichtet zu werden. Er lernt die buddhistischen Lebensregeln auswendig, doch sie befriedigen ihn nicht. Er wendet sich zu Konfuzius, dem anderen großen Lehrer Asiens; auch dessen Lehre läßt sein suchendes Herz nicht zur Ruhe kommen. Dann kommt er mit christlichen Missionaren in Berührung, liest das Neue Testament und — wird Christ. Aber den entscheidenden Einfluß auf seinen Entschluß hat nicht das Hören der Predigten ausgeübt, nicht das Studium der christlichen Schriften, sondern das absolut selbstlose, aufopfernde Leben, das einer seiner Missionarsfreunde führt.

In Kagawas Familie herrscht die Tuberkulose. Seine Mutter und sein Bruder sind daran gestorben. Als 21jähriger Student geht Kagawa zum Arzt, und dieser sagt ihm, daß er wahrscheinlich nur noch ein Jahr zu leben haben wird. Er beschließt, dieses Jahr seines Lebens in den verrufenen Gegenden der großen Hafenstadt Kobe zuzubringen, dort, wo in elenden, lichtleeren Löchern die Aermsten der Armen, Bettler, Trinker, Dirnen, Zuhälter, Diebe, Spieler, kurzum der ganze Abschaum der Menschheit sein armseliges Dasein führt.

Für weniges Geld mietet Kagawa eine sehr kleine Hütte, breitet sein einziges Möbelstück, eine Schlafmatte, auf dem Boden aus und fängt an, sich langsam das Vertrauen seiner neuen Nachbarn zu gewinnen. Er lebt die Bergpredigt buchstäblich unter ihnen aus. Er teilt seinen letzten Groschen, sein letztes Pfund Reis mit jedem, der zu ihm kommt und ihn darum

bittet. In seinen freien Stunden — denn er verdient sich seinen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit — geht er zu den Kranken, um die sich sonst niemand kümmert, reinigt ihre Stuben, kocht ihnen eine Mahlzeit, oder er sammelt die Straßenkinder um sich, spielt mit ihnen und erzählt ihnen von Jesus. Des Abends predigt er vor seiner Hütte.

Solch einen Menschen haben die Bewohner dieses Stadtviertels noch nicht gesehen. Die einen gehen ihm voller Mißtrauen aus dem Wege, die andern lachen ihn aus, noch andre beuten seine Gutherzigkeit und Selbstlosigkeit rücksichtslos aus. Aber auch andre sind da; sie lassen Kagawas Herz vor Freude höher schlagen; der frühere Sträfling, dem langsam ein Verständnis der vergebenden Gnade Gottes aufgeht, die Straßendirne, die ein andres Leben angefangen hat, das alte Mütterchen, das Kagawa liebgewinnt wie ihren Sohn. Sie sucht in den Abfalleimern nach weggeworfenen Kartoffeln, bringt sie ihm und schaut freudestrahlend zu, wie er sie kocht und ißt. Da sind die Kinder, die sich an die Aermel seines geflickten Kimonos hängen, wenn er durch die Straßen geht, und betteln: „Lehrer, spiele mit uns!"

Im Fluge ist das Jahr, das sein letztes sein sollte, verstrichen. Kagawa fühlt sich stärker und gesünder denn je. Er hat keine Zeit zum Sterben. Die Menschen in dieser Elendsgegend brauchen ihn noch. Er setzt sich hin und schreibt unter dem Titel: „Ueber die Todeslinie" die Geschichte seiner Bekehrung und seiner Erlebnisse. Das Buch erregt großes Aufsehen. In wenigen Monaten sind Auflagen über Auflagen vergriffen. Es wird eines der meistgelesensten Bücher in Japan.

Ueber Nacht ist Kagawa ein berühmter Mann geworden. Aber unbeirrt führt er sein Leben weiter, liebt, dient, opfert. Durch seine Erfahrungen in den Verbrecherhöhlen wird Kagawa dazu geführt, auch am politischen Leben seines Volkes aktiv teilzunehmen. Er erhebt seine Stimme gegen den Großkapitalismus, der heute in Japan herrscht. Er kämpft für soziale Gerechtigkeit. Er vermittelt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Er nennt sich selbst einen christlichen Sozialisten. Die Arbeiterpartei Japans will ihn zu ihrem Führer machen, jedoch er lehnt ab, er will kein öffentliches Amt bekleiden.

Und dieser Mann ist halbblind! Das kam so: Als er eines Abends in seiner Hütte sitzt, taumelt ein betrunkener Bettler mit einem Dolch in der Hand zur Tür herein. Er ist von Kneipwirten und Zuhältern gedungen worden, Kagawa zu ermorden. Ein Menschenleben gilt nicht viel in diesem Stadtviertel. Es gelingt Kagawa, der sich oft in ähnlicher Gefahr befunden hat und der grundsätzlich jeder Anwendung von Gewalt abhold ist, den Mann zu überreden, sich erst einmal auszuschlafen. Nach einer Weile legt er sich neben ihn auf die einzige Matte, die er besitzt, nieder. Der Bettler, ernüchtert und beschämt, geht am andern Morgen seines Wegs. Kagawa aber hat sich von seinem seltsamen Bettgenossen ein Augenleiden zugezogen, das von Jahr zu Jahr seine Sehkraft vermindert. Doch mit einer ergreifenden Fröhlichkeit spricht er vom Segen seiner Blindheit und von dem inneren Licht, das ihm durch seine Gemeinschaft mit Gott kommt. Denn dieser Mann ist, obwohl er solch regen Anteil am treibenden Leben seiner Zeit nimmt, ein Mann, dem über alles die innere Gemeinschaft mit Gott geht. Jeden Morgen um 4 Uhr, ehe die Stimmen des Tages um ihn her erwachen und die Pflichten ihn rufen, verbringt er eine Stunde des schweigenden Gebetes, des Lauschens auf die Stimme von oben. Da liegt das Geheimnis seines Glücks. Denn dieser Halbblinde, beladen mit einem schier übermenschlichen Maß von Aufgaben und Arbeit, ist doch im tiefsten Grunde ein kindlich strahlender, glücklicher Mensch, weil er ein verborgenes Leben mit Christus in Gott führt.

Das ist Toyohiko Kagawa! Und wie ich nun vor ihm stehe, dem unscheinbaren Mann im schäbigen Mantel mit ausgefransten Knopflöchern, wie ich mit ihm plaudere über die japanische Jugendbewegung, über seine sozialen Anstalten, seine Arbeit in der Lastergegend, als ich beobachte, wie er jede Anspielung auf seine persönlichen Dienste und Erfolge fast wie einen körperlichen Schmerz zu empfinden scheint und mit energischer Handbewegung schroff ablehnt, da frage ich mich im stillen: Was ist das Geheimnis dieses Mannes? Und dann weiß ich es: es sind Glaube und Liebe. Glaube, der furchtlos ist, weil er unter allen Umständen mit Gott rechnet, Glaube, der Gott alles zutraut, und Liebe, die nichts andres kann, als sich zu allem zu neigen, das zertreten am Boden liegt, zu leiden mit allem, das leidet, zu helfen, zu dienen, zu geben bis zum letzten Zuge.

Ihr sagt: es geschehen heute keine Wunder

mehr? Ihr meint, die Bergpredigt gelte nicht für unser Zeitalter? Ihr denkt, Glaube und Liebe richten nichts mehr aus im zwanzigsten Jahrhundert?

Geht und fragt Kagawa.

Nach Gezork: „So sah ich die Welt." Verl. Oncken, Kassel.

Angeschrieben im Himmelsbuch

Ein Bübchen, das widerspenstig war
Und dem es setzte Streiche gar,
Das lag am Abend im Bettchen sein
Bekümmert, nicht konnt' es schlafen ein.
Dem Vater klagt es seine Not:
„Vater, ob wohl der liebe Gott
Hat heute ins große Buch geschrieben
Alles Böse, das ich getrieben?"
Der Vater, der vielbeschäftigte Mann,
Schaut's Bübchen drauf gar seltsam an.
„Ja!" sagt er — „das wird wohl so sein,
Gewiß, trug Er die Unart ein!
Da steht nun schwarz auf weiß zu lesen:
Hänschen ist heut' nicht brav gewesen!"
„O Vater, läßt Gott sich wohl erweichen,
Die Sache noch einmal durchzustreichen?"
Und ob ich ganz schnell Ihn wohl darum bitte?"
Schon kniet das Hänschen — er kennt die Sitte
Von der Magd Ursula, der treuen.
„Ach, lieber Gott, wie tut's mich reuen!
Vater! Komm, knie du bei mir nieder!"
Die kleinen Hände faltet er wieder.
Der Vater, der seit den Kinderjahren
Mit Gebeten sehr pflegte zu sparen,
Der folgt wohl oder übel dem kleinen Sohn,
Und dieser fleht in bangem Ton
Zum lieben Gott, ihm zu vergeben
Die Unart, die er getrieben eben,
Er wollt's gewiß nicht wieder tun.
Der Vater drauf heißt ihn nun ruhn.
Doch Bübchen findet lang nicht Rast.
Noch einmal ruft er in großer Hast:
„Vater! Ist alles nun ausgestrichen?"
Der wäre wohl gern vom Bett gewichen,
Doch hält der kleine Frager ihn fest.
„Nun schlaf du nur ruhig in deinem Nest.
Ja," spricht er, „nun ist alles wieder gut!"
Drauf das Bübchen die Frage tut:
„Womit strich Gott es aus soeben?"
Der Vater kann keine Antwort geben,
Doch Bübchen weiß es schon selbst ganz gut.
„Nicht wahr, Vater, mit des Heilandes Blut?
Vater!" — und noch ein Tränlein rollt —
„Hat auch dir mal der liebe Gott gegrollt?
Und standst auch du mal im großen Buch?"
Dem Vater das Herz gar seltsam schlug.
„Ja, Hans! Auch mich schrieb Er schon hinein."
„Vater," fragt's, „wird's wohl ausgestrichen sein?"
Da klinkt ganz leise und sacht die Tür,
Die Mutter, die alles erhorcht, tritt herfür.
Sie kniet schluchzend am Bette, der Vater daneben —
Und dann wurde viel, viel Schuld vergeben.

Gewarnt

Als Napoleon I. im Jahre 1812 nach Rußland zog, hatte er drei merkwürdige, historisch verbürgte Warnungen, denen er aber keine Beachtung schenkte. Man nennt solches Zufall, ein gläubiger Christ erkennt aber darin göttliche Winke.

Die erste: Beim Durchmarsch durch den Regierungsbezirk Gumbinnen erhob sich, nachdem am Tage vorher nur mäßiger Wind geweht hatte, ein heftiger Sturm, der zwei mächtige, alte, am Wege stehende Linden umriß und quer über die Landstraße legte, so daß der Weg völlig gesperrt war. Durch diese Bäume aufgehalten, mußte Napoleon mehrere Stunden im Dorfkrug zubringen, bis diese weggeräumt waren.

Die zweite: Nachdem die russische Grenze überschritten und das erste Lager in Feindesland aufgeschlagen war, machte der Kaiser einen Ritt durch das Lager. Da zog ein Gewitter herauf. Und noch ehe Napoleon sein Zelt erreicht hatte, fuhr ein Blitz hernieder und setzte sein Zelt in Flammen, daß es völlig verbrannte.

Die dritte: Bei Ponimen ritt Napoleon auf einen Berg, um von da aus den Uebergang über den Njemen zu ordnen. Beim Hinabreiten stürzte er mit seinem sonst so sicheren Araber. Sich schnell aufraffend, sagte er: „Wäre ich ein Römer, ich würde umkehren." — Die Römer hielten viel auf allerhand Vorzeichen. — Napoleon ist nicht umgekehrt; wie oft mag er dieses noch bereut haben!

Er war gewarnt — und er ließ sich nicht warnen. Pilatus war gewarnt worden von seinem eignen Gewissen, von seiner Frau, die ihm sagen ließ: Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten! Aber — er ließ sich nicht war-